

BAUNETZWOCHE #280

Das Querformat für Architekten, 27. Juli 2012

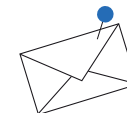
Donnerstag

Der französische Modeschöpfer Pierre Cardin möchte sich im Jahr seines 90. Geburtstags ein besonderes Geschenk machen: Er hofft auf die baldige Baugenehmigung für einen 244 hohen „Lichtpalast“ in Porto Maghera bei Venedig. Während der Präsident der Region Veneto, Luca Zaia, für das Projekt stimmt, stellt sich der venezianische Kunsthistoriker Tomaso Montanari vehement dagegen: Der Turm sei etwas für Scheichs, „die immer höhere Wolkenkratzer bauen, um ihren Reichtum zur Schau zu stellen. Das ist nichts für Venedig.“

Samstag

Musik-Architektur-Musik: Roger Sanchez, Architekt und inzwischen Vollblut- und Fulltime-Musiker lässt sich von großen Baumeistern inspirieren. Und auch von Baumeisterinnen; zuletzt verewigte er Zaha Hadid in einem Tech-House-Stück. Deren Design-Ethos, so der Künstler, habe er damit interpretiert. Besonders beeindruckt ihn Hadids Umgang mit Raum – er hat allerdings noch keines ihrer Gebäude besucht. Den Hadid-Song beschreibt er als futuristisch-minimalistisch, mit gegensätzlichen Elementen, die sich jedoch gut ergänzen. Umgekehrt ist auch Zaha Hadid die Auseinandersetzung mit Musik nicht fremd: Im Jahr 2000 hat sie die Welttournee der Pet Shop Boys inszeniert.

Special:
DAS INTERNATIONALE
CONGRESS CENTRUM
BERLIN (ICC)



[BAUNETZWOCHE-Newsletter bestellen!](#)

Von den Caracalla-Thermen zum Tropical Island

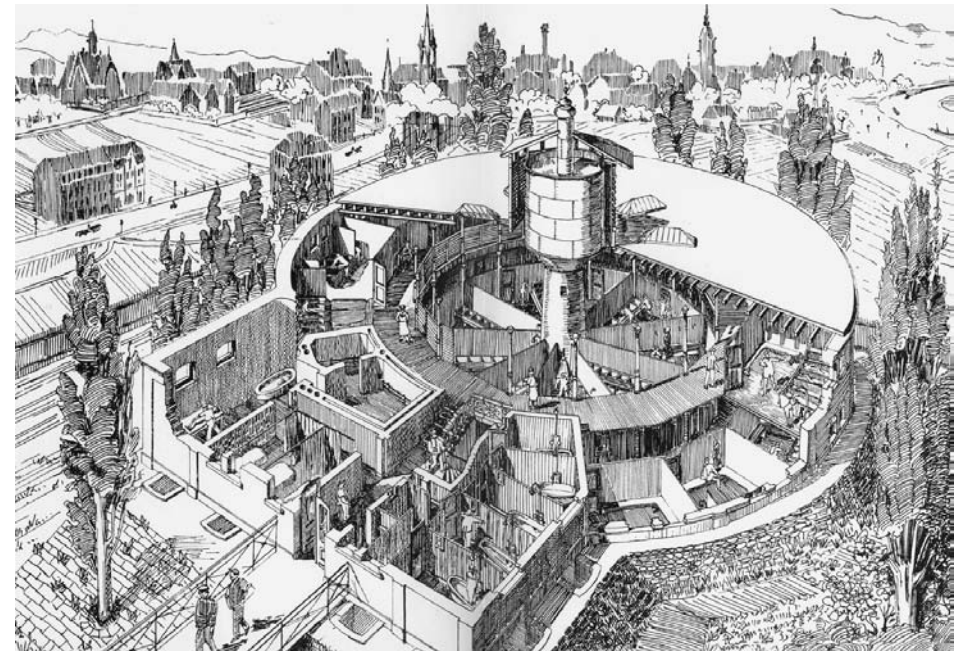
Thermen der römischen Antike – das ist eine bekannte Kulisse bei der Lektüre von *Asterix*. Das Frigidarium, Tepidarium und Caldarium mit ihren unterschiedlichen Luft- und Wassertemperaturen werden dort besucht; der Ort diente nicht nur der Entspannung und Reinigung sondern auch als Nachrichtenbörse.

Das antike Bad ist seit rund 2000 Jahren Vorbild für die Bäderarchitektur. Und nicht nur dafür: Palladio studierte die Relikte sehr genau und übertrug einzelne Elemente auf seinen Villenbau. Piranesi feierte in seinen Radierungen die römische Antike und polemisierte gleichzeitig gegen die griechische. Étienne Du Pérac ging analytischer vor und stellte die ursprüngliche Situation der rekonstruierten gegenüber. Andere schufen romantisierende Zeichnungen überwuchelter Ruinen. Diese Untersuchungen halfen dabei, die Archäologie im 19. Jahrhundert als wissenschaftliche Disziplin zu verankern.

Mit der antiken Therme im Gepäck entstanden im Lauf der Jahrhunderte unzählige Varianten von Badehäusern: Als Hygiene-Tempel, als verwunschene Grotte inmitten künstlicher Felsen, als je nach Mode orientalisch, chinesisch oder ägyptisch ausgeschmücktes Lustschloss... „inszenierte Badewannen“ heißt es in einem der sehr lesenswerten Beiträge. Von erstaunlich vielen Privatbädern beim Hochadel ist die Rede, die nicht nur Repräsentationszwecken sondern tatsächlich auch der Reinigung dienten, sodass man sich fragt, ob das Parfümieren-statt-Waschen am Hof Ludwig XIV ein Vorurteil ist. Neben den privaten Bädern entstanden ab dem 17. Jahrhundert die Kurbäder. Als eines der ersten nutzte Bad Pyrmont seine Heilquellen. Sie sprudeln noch heute im (mehrfach rekonstruierten) Brunnenhaus. Zur Kur ging, wer es sich leisten konnte. Das waren neben dem Adel zunehmend auch gut betuchte Bürger: Das Kurbad als Bühne für die Durchmischung der Stände ist eine in-



“Well, I’m sure, what a most extraordinary crinoline that creature has on!” Karikatur aus: *Punch, or the London Charivari*, London 1848/5



Quelle: Wohlfahrtseinrichtung der Farbwerke [...] Hoechst am Main, o.O., 1910

teressante soziologische Begleiterscheinung. Neben den Anwendungen diente der Aufenthalt am Kurort in erster Linie dem Sehen und Gesehenwerden. Alleen, Ballsäle, sogar die ersten Museen entstanden zur Zerstreuung der Gäste.

Seebädern – man hat automatisch die Buddenbrooks vor sich – ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Um ins Wasser zu gelangen, wurden Badekarren erfunden, die zum Meer hin eine Treppe sowie ein ballonförmiges Zeltdach besaßen, damit man beim Untertauchen einigermaßen unbeobachtet blieb. Denn bis Ende des 19. Jahrhunderts die Nudisten eine Gegenbewegung starteten, fand das Baden streng nach Geschlechtern getrennt und verschämt statt.

Das Baden und Schwimmen für die breite Bevölkerung ist eine junge Erscheinung. Die letzten Beiträge des locker chronologisch aufgebauten Buchs behandeln die Typologie des Badeschiffs, seit einigen Jahren in manchen Städten wiederentdeckt, und das Entstehen von Volksbädern. Letztere entstanden aus zunächst werkseigenen Arbeiterbrausebädern für die rasant wachsende Arbeiterschaft mit der Industrialisierung. Eine rein menschliche Geste war die Einrichtung durch die

mächtigen Firmenpatriarchen selten: Die „sittliche und moralische“ Erziehung spielte hier mit, das Abhängigkeitsverhältnis wurde eher verschärft. Oscar Lasser, ein echter Reformler, forderte mit seinem berühmten Ausspruch „ein warmes Reinigungsbad per Woche“ Volksbäder für Alle. Bis Privatbäder zur Normalität wurden, war es noch ein großer Schritt.

Balnea von Susanne Grötz, gleichzeitig Projektleiterin der gleichnamigen Ausstellung, und Ursula Quecke zeichnet die Jahrhunderte der Bäder-Architektur mit ihren teils skurrilen Eigenheiten sehr anschaulich nach. Heute absurd klingende Badeverordnungen oder Abbildungen abenteuerlicher Rettungsgeräte machen die Lektüre lebendig, wie auch die Vielzahl historischer Pläne und Zeichnungen und vor allem aufwendig fotografierte Architekturmodelle. Diese liebevoll von Studenten gebauten Modelle touren mit der Ausstellung seit 2006. Sie macht noch bis 30. August im Musterraum der Bauakademie am Schinkelplatz Berlin Station. (cg)

www.architekturmuseum.ub.tu-berlin.de



Foto: Hans-Joachim Heyer und Boris Miklautsch, Werkstatt für Photographie, Architekturfakultät der Universität Stuttgart

Balnea.
Architekturgeschichte des Bades
Susanne Grötz, Ursula Quecke (Hrsg.)
Jonas Verlag, 2006

208 Seiten, gebunden
155 Abbildungen
Deutsch
29 Euro

ISBN 978-3-89445-363-3

www.jonas-verlag.de



DAS INTERNATIONALE CONGRESS CENTRUM BERLIN (ICC)



Das ICC heute: ein rauber Koloss, der schon etwas in die Jahre gekommen ist. Foto: Marcus Meissner

Sperrig und doch geliebt, ein Millionen fressendes Monster, aber auch identitätsstiftend – dem Internationalen Congress Centrum (ICC) Berlin werden ebenso unterschiedliche Rollen zugesprochen, wie es Haltungen zu ihm gibt. Eine Tagung zu Großbauten der 1960er und 70er Jahre im Juni 2012 in Berlin hat sich vor allem diesem Koloss gewidmet. Wird er nun endlich unter Denkmalschutz gestellt?

„3...2....1....Booom!“ So feierte die Messe Berlin GmbH am 8. Dezember 2011 in ihrem Newsletter ganz offenerzig die Sprengung der Deutschlandhalle und damit den „Beginn einer neuen Ära“. An der Stelle der 1935 von Franz Ohrtmann erbauten und denkmalgeschützten (!) Veranstaltungsarena wird ab 2014 der CityCube Berlin (CCB) entstehen. Die Präsentation der konventionell gesichtslosen Box ist in der Pressemitteilung gleich mit verlinkt. Mit ihrem hervorragenden Verhältnis von Nutz- zu Verkehrsfläche werde die „kongresstaugliche Messehalle“ die Effizienz des eigentlichen Kongresszentrums der Hauptstadt, dem Internationalen Congress Centrum Berlin (ICC), bei weitem übertreffen. 2011 beschloss der Berliner Senat nach zähem Ringen um Abriss oder Erhalt die Sanierung des ICC. Ab 2014 werden dann im Cube interimsmäßig also die bereits gebuchten und auch zukünftigen Kongresse für voraussichtlich acht Jahre Sanierungszeit abgehalten. Oder handelt es sich hier, wie bereits mehrfach vermutet, um eine versteckte Legitimierungsstrategie der Messe, die den Abriss des ICC am Ende so doch noch herbeiführen wird?



Das ICC liegt auf einer Insel zwischen Avus, Messegelände und Bahngleisen. Foto: Messe Berlin

Die Sitzreihen im Hörsaal EB 202 der TU Berlin sind gut gefüllt, als bei der Tagung „Großbauten der 1960er und 1970er Jahre“ Anfang Juni endlich das



Die Architekten Ursulina Schüler-Witte (*1933) und Ralf Schüler (1930-2011)
Foto: B.Z./Harald Thierlein

ICC an der Reihe ist. Kerstin Wittmann-Englert, Professorin am Institut für Kunstgeschichte und Vorsitzende des Berliner Denkmalrats, stellt das 1979 eröffnete Bauwerk als „baukulturelle Visitenkarte Berlins“ vor. Das ICC, so Wittmann-Englert, besitze ikonischen Charakter. Damals wie heute war und ist es eine Art modernes Tor zur Stadt. Seine Anmutung: silbrig glänzend, besonders in der Abendsonne, aber auch nachts, wenn es von den Flutstrahlern

beleuchtet wird. Der 313 Meter lange, 89 Meter breite und fast 40 Meter hohe Koloss, entworfen von Ralf Schüler (1930-2011) und Ursulina Schüler-Witte (*1933) wurde in vierjähriger Bauzeit auf dem schmalen, inselartigen Baugrundstück zwischen Avus, Messengelände und Bahngleisen errichtet. Unter einer Haut aus Aluminium mit großen Fenstern und abgerundeten Ecken birgt der Stahlbetonschottenbau ein gewaltiges Raumprogramm. Insgesamt

80 Räume und Säle mit Kapazitäten für über 9.300 Personen und eine der größten Innen Bühnen Europas stehen einem internationalen Publikum zur Verfügung. Schließlich sollte das ICC Berlin zu seiner Entstehungszeit die Konkurrenten in Hamburg (CCH) und Paris (CIP), die mit Saalgrößen zwischen 3.000 und 3.600 Sitzen aufwarten können, in den Schatten stellen. Eine Besonderheit des ICC: das den Messedamm überspannende, dreigeschossige Brückenbauwerk. Über diese Verbindung, die zudem das Pressezentrum beherbergt, gelangen die Besucher trockenen Fußes hinüber zum gegenüberliegenden Messengelände.

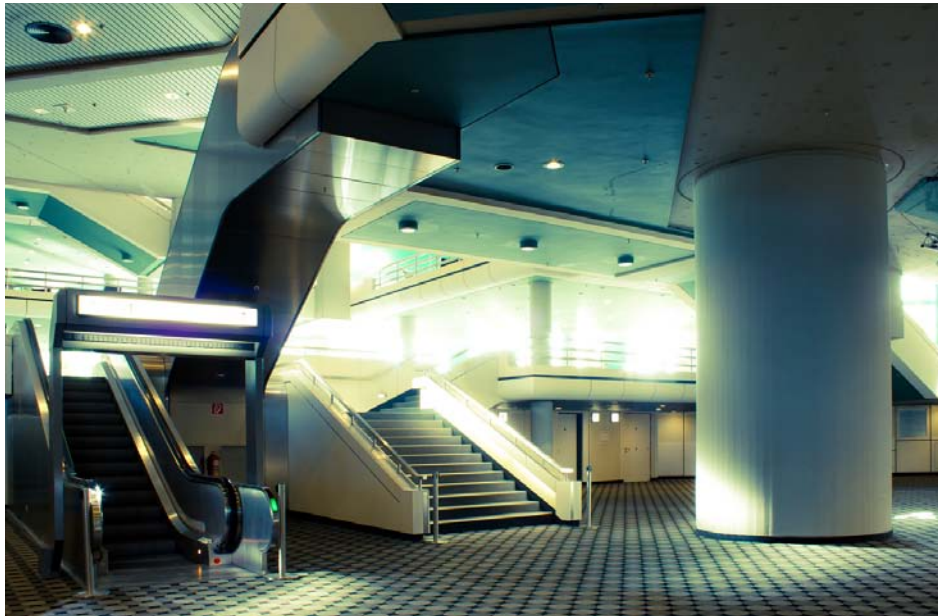
Gemeinsam mit anderen Mitstreitern verfolgt Kerstin Wittmann-Englert schon seit längerem ein Ziel: das ICC endlich unter Denkmalschutz stellen zu lassen. Ein Erfolg also schon einmal, dass sich zum allerersten Mal auch die Hauptakteure zu einer anschließenden Stellungnahme auf dem Podium bereit erklärt haben: Die Messe Berlin ist ebenso vertreten wie das Landesamt für Denkmalpflege.

Jürgen Tietz, der die Diskussion moderiert, erteilt dann auch gleich Dieter Pasiërbsky von der Messe das Wort. Und der ergreift die Gelegenheit, um mit vielen Euros, DM, Quadratmetern und Besucherzahlen zu jonglieren.

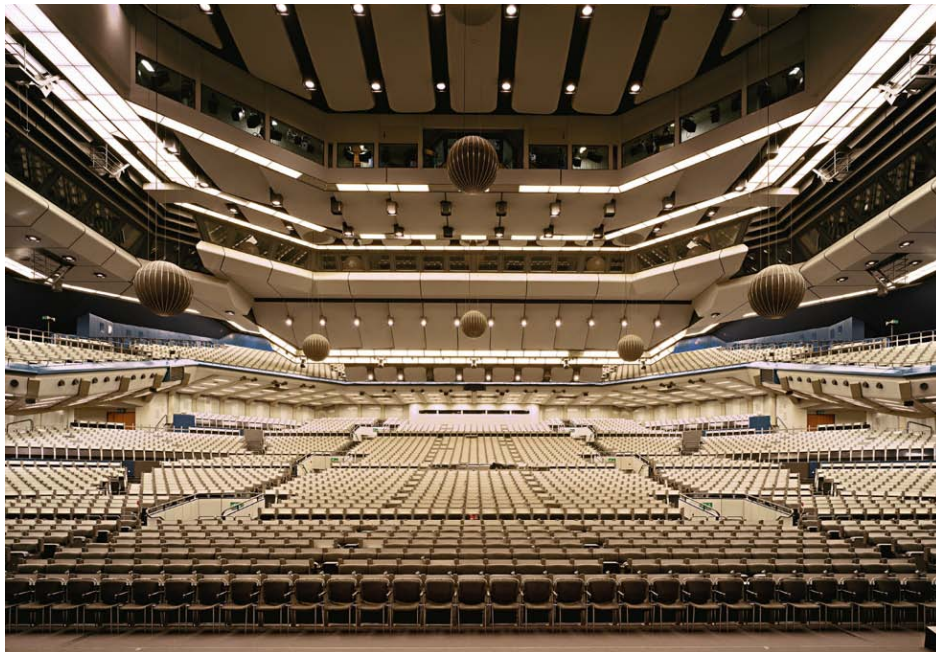
Denn mit Zahlen lassen sich vermeintliche Fakten schaffen. Von über 200.000 Quadratmetern Bruttogeschossfläche, so Pasiërbsky, seien nur 30.000 tatsächlich für Kongresse nutzbar. 23 Millionen Euro alleine für die Wartung und Instandhaltung müssten jedes Jahr seit der Eröffnung des ICC ausgegeben werden. Nach dem Vortrag des Technikleiters herrscht zunächst betretenes Schweigen. Ein Millionen verschlingendes „Monstrum“ scheint dieses ICC zu sein, die Technik veraltet, unzeitgemäß, zu schwerfällig für den heutigen Messebetrieb. Und damit scheinbar völlig unbrauchbar.

Seltsam nur, dass ein solcher Klotz am Bein der Berliner Haushaltskasse unbeeindruckt von diversen Gutachten und Effizienzrechnungen immer noch Preise der Messebranche gewinnt - und das, obwohl das „Berliner Raumschiff“ bereits seit über 30 Jahren seinem ursprünglichen Zweck dient. Noch heute geistert eine Anekdote durch die Architektenschaft, die besagt, dass die beim „World Architecture Congress“ (2002) des UIA (Union Internationale des Architectes) anwesende Delegation aus Japan das ICC für einen Neubau hielt.

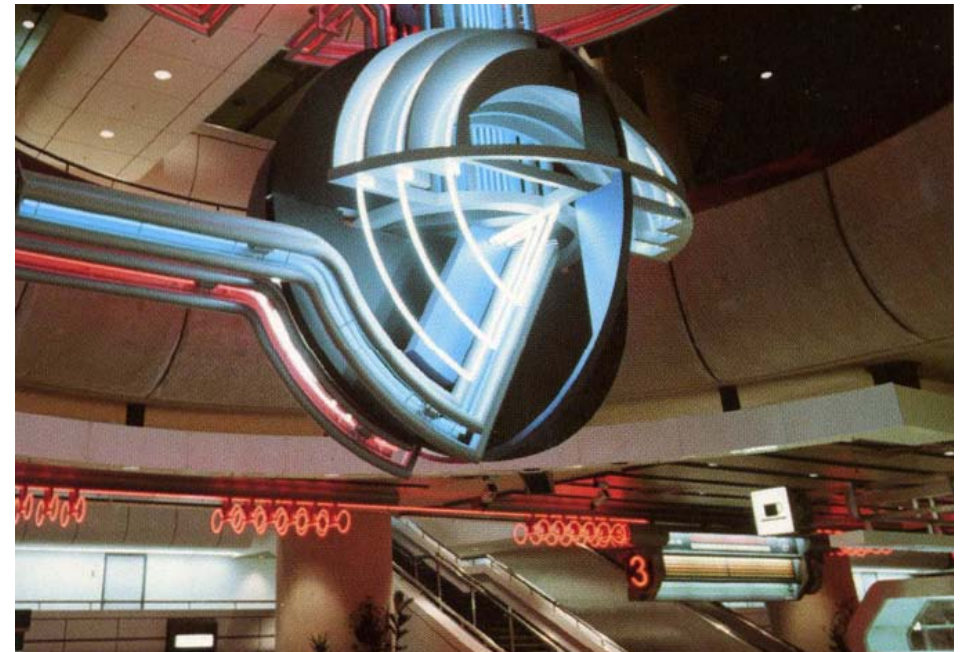
Bald taucht dann auch die zentrale Frage des Abends auf: Wie lässt sich eigentlich der tatsächliche Wert eines Bauwerks für die Identität einer Stadt



Im Innern ist noch fast alles aus der Bauzeit erhalten. Einzig der Teppich wird nach Vorlage immer wieder neu gewebt. Fotos: Matthias Jakoby



links: Der große Kongressaal - auch „Saal der 5000“ genannt. Er bildet gemeinsam mit der Mittelbühne und dem gegenüber liegenden Bankettsaal, das Herz des ICC. Durch ein Hubtor können die beiden Säle der Bühne gleichzeitig zugeschaltet werden. Rechts: Die Lichtplastik von Frank Öhring im Hauptfoyer



messen? Wie viel lassen wir uns eine Sanierung des ICC kosten, das im Gegensatz zu einem Berliner Stadtschloss bereits „da“ ist und nicht erst aus Stadtansichten und Fotografien mühsam rekonstruiert werden muss? Wittmann-Englert stellt diese Fragen im Nachgang zu ihrem Vortrag über das ICC und gibt damit den Startschuss für eine facettenreiche Diskussion, die im Laufe des Abends zahlreiche Argumente für die Denkmalswürdigkeit des ICC zusammenträgt.

Identitätsstiftend findet Paul Sigel vom *Center for Metropolitan Studies* das ICC. Er betonte, dass fast jeder Berliner etwas mit dem Koloss aus Beton und Aluminium verbindet - seien es Konzerte, Kongresse oder einfach das „Daranvorbeisausen“ auf der Stadtautobahn. Für viele ist es ein altes Wahrzeichen des aufblühenden Westberlin – das gilt auch, nur unter anderem Vorzeichen, für die Bewohner im Ostteil der Stadt. Schließlich ist das ICC auch ein gebautes Manifest der sozialen Marktwirtschaft BRD im Ost-West-

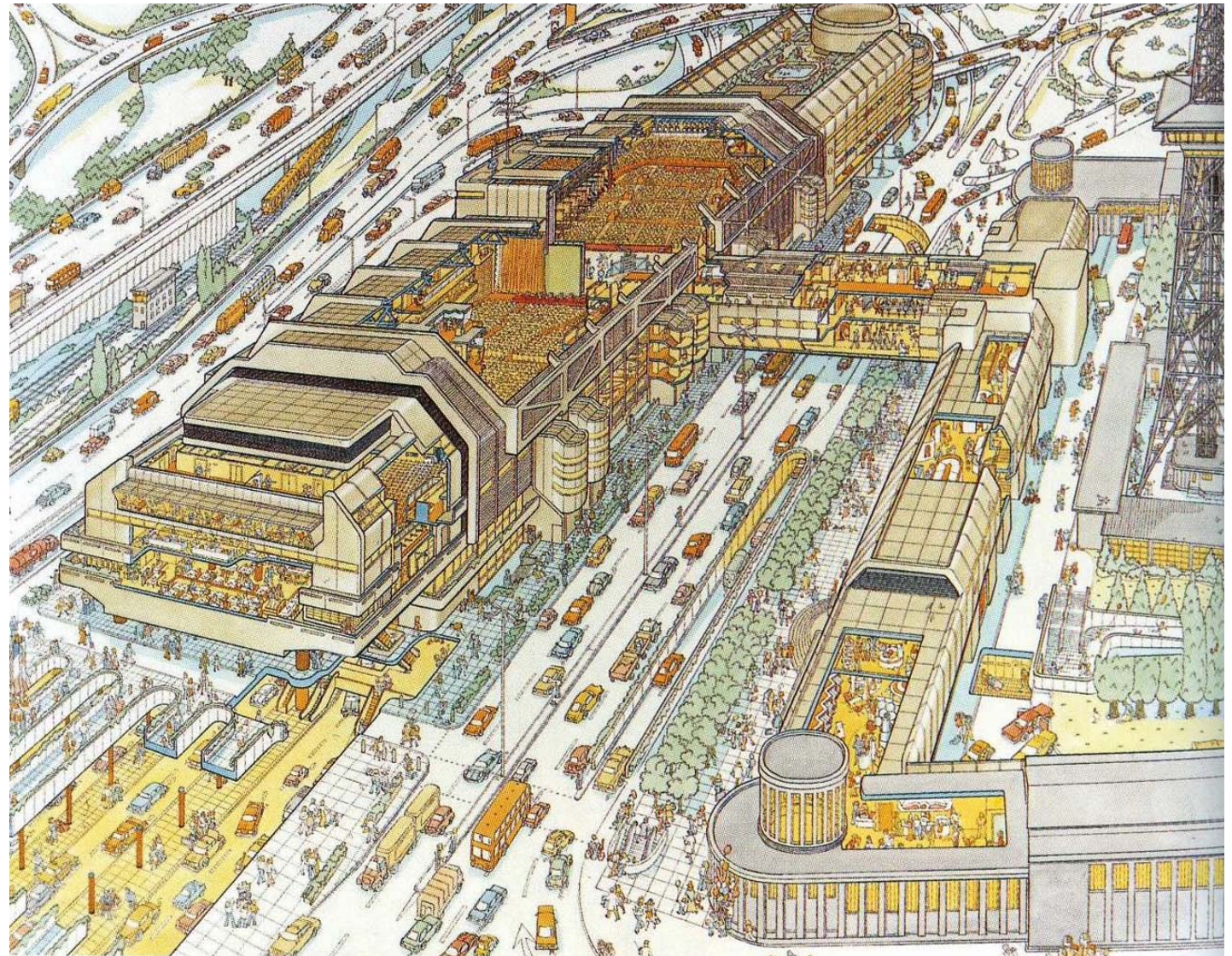
Konflikt, wie es schon das Hansaviertel zur Interbau 1957 war. Im übrigen immer in Konkurrenz mit architektonischen Statements der DDR - ab 1952 entstand die Stalin- heute Karl-Marx-Allee, und 1976 wurde der Palast der Republik eröffnet. Der Aspekt der Identität beinhaltet vor allem eins: Ein Denkmal muss nicht unbedingt schön sein, um von seinen „Erben“ geliebt zu werden. „Mir muss es ja nicht gefallen, aber es darf gerne so bleiben, wie es ist“, wie eine Berlinerin in einem kurzen Doku-Film bekennt,

den die Forschungsinitiative For-ICC ins Internet gestellt hat. Das ICC fasziniert gerade eine junge Generation, die es auch positiv wahrnimmt. Fotografen, wie der Wahlberliner Oliver Huizinga erklären es zu einem ihrer Lieblingsmotive. Die junge Designerin Sandra Siwert hat sogar einen Kalender entworfen, der sich liebevoll den Details seiner Maschinenarchitektur widmet. Dafür hat sie nicht nur von Ursulina Schüler-Witte viel Lob erhalten.

Und überhaupt: Lassen sich Wert und Effizienz tatsächlich nur in Quadratmetern und Betriebskosten ausdrücken? Sind die großen Verkehrsflächen im ICC nicht auch eine besondere Qualität, die das ICC von anderen Kongressbauten abhebt?

Viele der Kongressteilnehmer, so Stefan Ruppel, ebenfalls von der Messe Berlin, finden gerade die großzügigen Flächen im Foyer großartig, da exakt dort, außerhalb des Kongresssaals, Kontakte geknüpft und Verträge geschlossen werden. Und genau das war die Grundidee von Ralf Schüler und Ursulina Schüler-Witte: Sie wollten ein Haus der Kommunikation auf allen Ebenen schaffen – und das im wahrsten Sinne des Wortes.

Das ICC ist eigentlich selbst so etwas wie eine Stadt in kleinem Maßstab, durch die sich der Besucher wie auf Straßen bewegt: Betritt man die Eingangshalle, gelangt man auf den von den Architekten so bezeichneten „Boulevard“ mit Info-Tresen, Sitzgruppen und seitlich tiefer liegenden Garderoben. Auf Rolltreppen fährt man auf die Foyerebene, von der aus alle Veranstaltungsräumlichkeiten erschlossen werden. Im großen Kongresssaal (Saal 1) finden bis zu 5.000 Personen Platz. Auf der anderen Seite der Innenbühne bietet der Bankettsaal (Saal 2) weiteren bis zu 3.000 Gästen Raum. Größtmögliche Flexibilität und maximale Ausnutzung



Das ICC als Wimmelbild: Noch vor der Eröffnung 1979 startete die AMK (heute: Messe Berlin GmbH) eine weltweite Werbekampagne. Mit dabei: die Illustration des Berliner Zeichners ROBINSON, 1978



Das ICC als Symbol des wirtschaftlichen Aufschwungs Westberlins. Briefmarke anlässlich der Eröffnung des ICC, 1979

des Gebäudevolumens mithilfe neuester Technik standen beim Entwurf im Vordergrund: So kann über ein Hubtor die Bühne dem jeweiligen Saal oder sogar beiden Sälen gleichzeitig zugeordnet werden. Eine enorme Hebetribüne, die von der Decke herabgelassen werden kann, verwandelt den flachen Bankettsaal ebenfalls in einen Kongresssaal für insgesamt 3.500 Personen.

Alles im ICC – von der Raumdisposition über das Leitsystem bis hin zum Kongress-Stuhl – wurde von den Architekten aus einer Hand geplant. Das Wegleitsystem ist gleichzeitig ein Kunstwerk, das gemeinsam mit dem Lichtkünstler Frank Öhring und einem Psychologen entwickelt wurde. Es basiert auf der Technologie binärer Entscheidungen. Die Leitspur aus leuchtenden Hochspannungsröhren ist in eine rote

und eine blaue Spur geteilt. Der Besucher orientiert sich an diesem Farbsystem und an leuchtenden Zahlenpunkten. Fallblattanzeiger, die zentral von einem Rechenzentrum gesteuert wurden, ergänzen dieses System mit Detailinformationen. Die „spacige“ Lichtkugel im Zentrum hingegen, die das Nervensystem des ICC symbolisieren sollte, wird so gut wie nicht mehr genutzt. Die Leuchtröhren sind teuer und schwer zu bekommen.

Im Gegensatz zu heute war das ICC zu seiner Erbauungszeit sehr wohl in aller Munde. Analog zu anderen Berliner Wahrzeichen wie dem „Telespargel“ oder der „Schwangeren Auster“ schlugen Leser der B.Z. in einem Wettbewerb 1979 unter anderem „Glitzerding“, „Kongresspraline“ oder „Autobahnschnalle“ als neue Spitznamen für das ICC vor. Auf über 100 zeitgenössischen Postkarten ist das ICC aus allen Perspektiven und sogar im Bau befindlich zu bewundern. Der Illustrator ROBINSON zeichnete im Rahmen einer Werbekampagne noch vor der Eröffnung ein mit prallem Leben gefülltes Kongresszentrum, das als ruhiger Anker inmitten des nicht enden wollenden Autostroms der Avus ruht.

Um beim Thema Autobahn zu bleiben: Das ICC ist darauf angelegt, dass man es gut mit dem Auto erreichen – acht

Zufahrtsspuren führen zum Eingang unterhalb des Vorplatzes – oder problemlos an ihm vorbeirauschen kann. Gleichzeitig ist genau dieses Charakteristikum aber auch ein Teil des heutigen Problems, denn die Lage des ICC ist nun mal als eher peripher zu bezeichnen. „Vielleicht könnte man ja etwas an der Eingangssituation ändern“, so die Architekturohistorikerin Anne Schmedding, „um die tatsächliche Distanz für den Fußgänger und damit auch eine Barriere zur Kontaktaufnahme zu überwinden?“

Doch wie sieht es aus, wenn man sich als Architekturliebhaber von all diesen Hindernisse nicht abschrecken lässt? Wer schon einmal versucht hat, in das ICC hineinzukommen, der kennt die Problematik. Die Messe ist seit langem bemüht, jegliche Anfragen seitens der Presse oder sogar von Seminarleitern der Universitäten, die architekturgeschichtliche Exkursionen zum ICC veranstalten wollen, abzublocken. An vorgeschobenen Sicherheitsproblemen kann diese Haltung nicht fest gemacht werden. Denn wer will, findet bekanntlich Wege, wer nicht will, nur Gründe. Über eine Öffnung für das Publikum außerhalb der Kongresse sollte dringend nachgedacht werden.

Schließlich wird – ganz in den Kontext des Tagungstitels eingebettet – das ICC

in eine Reihe gestellt mit technoiden Ikonen wie dem Centre Pompidou in Paris oder dem Lloyd Headquarter in London. Letzteres ein Denkmal übrigens, genauso, wie das Großklinikum in Aachen, das als Großprojekt der späten Siebziger in enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege saniert wurde. Doch Vorurteile und Angst vor dem Denkmalschutz und den damit befürchteten Mehrkosten sitzen bei Gebäudeeigentümern immer noch tief. Völlig unbegründet, wie Godehard Hoffmann vom LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland betont. Beim Klinikum in Aachen habe man sich über einen sehr langen Zeitraum angenähert. Man hat in enger Abstimmung sogar einen Katalog erarbeitet, der klar Bauteile ausweist, die ohne die Einholung einer Erlaubnis durch die Denkmalbehörde an den technischen Wandel angepasst werden dürfen.

Doch das Thema Kosten ist und bleibt nun mal einer der wichtigsten und auch streitbarsten Aspekte in der Debatte. Schon damals, als das ICC erbaut wurde, war klar, dass sich die Baukosten niemals über die Einnahmen aus dem laufenden Messebetrieb amortisieren würden. Fast eine Milliarde DM verschlang der Bau damals und übertraf die geplanten Baukosten damit um das Fünffache. Man erhoffte sich jedoch, dass die Kosten teilweise durch den se-



Eine der vielen Postkarten, die das ICC noch als Wahrzeichen Berlins zeigen, ca. 1979.

kundären Zufluss aus den Konsumausgaben der Messe Teilnehmer eingespielt würden. Der immaterielle Mehrwert des Gebäudes als Symbol des fortschrittlichen Westens und als Vision einer Schnittstelle zu den sowjetischen Nachbarländern stand ganz offensichtlich im Vordergrund.

Die extrem hohen Unterhaltungskosten wurden 1976 durch den Senat vertraglich fixiert. Doch obwohl das so ist, fand die letzte Reinigung der Aluminiumfassade in den 1990ern statt. Denn diese schlägt laut Messe mit 500.000 Euro zu Buche, weshalb sie von selbiger einfach eingestellt wurde. Dementspre-

chend kann das ICC nur mit halber Strahlkraft zwischen Avus, Messegelände und Bahntrasse funkeln. Möglicherweise wäre am ICC heute vieles nicht ganz so sanierungsbedürftig, wenn die Wartung mit der notwendigen Sorgfalt über die Jahre hinweg vorgenommen worden wäre.

Ein Aspekt, der bei all den Streitereien ums Geld meist außer Acht gelassen wird: die im ICC gespeicherte „graue“ Energie, die Ressourcen also, die bereits während der Erbauung und über die vergangenen Jahre in das Bauwerk eingeflossen sind. Zwar können durch eine Volldämmung die Betriebskosten gesenkt werden, doch wie lange es dauern wird, bis die für eine solche Sanierung aufgewendete Energie sich nach ökologischer Rechnung amortisiert hat, ist bei der energetischen Bewertung noch völlig unbeachtet.

Das ICC soll zwar im Bestand saniert werden, wie auch Technikleiter Pasiarsky betonte. Doch was das bedeuten kann, hat sich erst in jüngster Zeit, beispielsweise am Campus der TU Braunschweig, offenbart. Das Okerhochhaus von Dieter Oesterlen (1956) wurde mit einer vollständig neuen Fassade versehen, von der Originalsubstanz ist nicht mehr viel erhalten, das Denkmal eigentlich verloren. Hier wurde nicht die Materialität und damit der Zeugniswert in den Vordergrund gestellt, sondern das Bild des Nachkriegsbaus reinszeniert. Diese Gegenüberstellung von Sanierungskonzepten - Erhalt von Bild oder Substanz - wird auch beim ICC mit Sicherheit wieder debattiert werden.



Ganze acht Spuren für Kraftfahrzeuge führen hinunter zum Untergeschoss des ICC. Mit Rolltreppen geht es wieder hinauf auf den Vorplatz. Heute ist hier nicht mehr ganz so viel los. Foto: Matthias Jakoby



Die Fassade des ICC wurde seit fast 20 Jahren nicht mehr gereinigt. Fotos: Matthias Jakoby



„Es kann beim Denkmalschutz ja nicht darum gehen, Türklinten zu zählen,“ sagt Christian Hallmann, der gemeinsam mit Stanley Fuls die Rostlaube der FU Berlin denkmalgerecht instandgesetzt hat. Doch gerade die noch original erhaltene Aluminiumfassade und die Innenausstattung im ICC – einzig der Op-Art Teppich mit seinem Kreismuster wird nach Vorlage der Architekten immer wieder neu gewebt – vermitteln die futuristische Atmosphäre, die es so authentisch und einzigartig machen. Dazu gehören auch die Details. Die Fallblattanzeiger, die Rolltreppen, die gekringelten Leuchtröhren des Wege-

leitsystems und letztendlich auch die Türklinten sind es, die einen im Innern des ICC in die Ästhetik der BRD-Boomjahre der 1970er zurückversetzen. Wie viel Atmosphäre würde verloren gehen, wenn beispielsweise die Fallblatttafeln durch LCD-Bildschirme ersetzt würden, nur weil man diese nicht mehr effizient im laufenden Messebetrieb nutzen kann?

Der „objektive Blick des Architekten“ sei notwendig, erklärt Hallmann weiter, um Alterswert und Nutzwert eines Bestandsgebäudes zu analysieren. Dann könne man sehen, was in der heutigen Zeit für eine Nutzung noch erhalten

bleiben könne. Doch warum eigentlich sollte dieser Blick nicht von Anfang an subjektiv und wohlwollend sein? Natürlich sollte das ICC auch weiterhin in seiner ursprünglichen Funktion als Kongresszentrum genutzt werden. Aber die Gefahr ist groß, dass letztendlich doch die Wirtschaftlichkeit das bessere Argument sein wird, wenn nicht die Denkmalpflege als Anwalt des Gebäudes agiert.

Wäre es nicht auch denkbar, dass sich die Besucher an das ICC anpassen, statt umgekehrt? Bestimmt wirklich nur die Nachfrage das Angebot? Oder wird ein-

fach oft unterschätzt, wie sehr sich Nutzer sehr wohl einer gegebenen Situation unterordnen können? Gerade wenn es sich um eine „Marke“ wie das ICC handelt?

Und genau hier muss unbedingt die Messe selbst mit ins Boot geholt werden. Immer wieder angesprochen wurde das fehlende Bekenntnis zum „Glitzerding“. Denn wenn – wie bei der Deutschlandhalle geschehen – der Denkmalschutz einfach ausgehebelt werden kann, muss die Messe selbst den Wert dieser baukulturellen Visitenkarte erkennen.

Unterstützt wird dies am besten durch einen frühzeitig organisierten Rückhalt in der Bevölkerung – und zwar im Gegensatz zu den Protesten gegen den Abriss des Palastes der Republik, gegen Stuttgart 21 oder auch gegen die Sprengung der Deutschlandhalle – noch bevor die ersten Abrissbagger anfahren. Gerade die Initiative Beethovenhalle in Bonn und die Mensadebatte in Weimar zeigen doch, wie erfolgreich gesellschaftliches Engagement für den Erhalt von Denkmälern sein kann.

Einer, der all diese Gefahren und Potentiale schon frühzeitig erkannt hat, ist der stellvertretende Fraktionschef und Stadtentwicklungsexperte der CDU-Fraktion, Stefan Evers. Bereits im März dieses Jahres hat er sich klar zur Denkmalwürdigkeit des ICC bekannt und sein Thesenpapier mit sechs Gründen für die Unterschutzstellung im Internet veröffentlicht.

Evers benennt auch noch einmal eines der Hauptprobleme, das beim Erhalt von Großbauten dieser Epoche im Zentrum steht: „Besonders vor dem Hintergrund der energetischen Sanierung gehen derzeit viele architektonische Besonderheiten der Nachkriegsmoderne und der frühen 70er Jahre Bauten verloren. Auch diese prägen das kulturelle Gedächtnis einer Stadtgesellschaft und sind wichtige Zeugnisse der Architektur- und Stadtgeschichte.“



Das Wegeleitsystem leuchtet auch heute noch, hier in rot. Auf der anderen Seite kringeln sich die bunten Röhren in blau. Nur zwei Farben, Zahlenpunkte und Fallblattanzeiger sollten den Besuchern den Weg durch das ICC weisen. Foto: Matthias Jakoby

Ist das ICC erst einmal unter Denkmalschutz gestellt, so ist eine gute Verhandlungsgrundlage für die Annäherung der gegensätzlichen Pole geschaffen. Doch schon im Vorfeld sollten Lösungen der behutsamen Sanierungsplanung ganz konkret erarbeitet werden. Ein großer Pluspunkt in der Debatte um die Un-

terschutzstellung: An Nutzungsbedarf fehlt es für das ICC nicht. Nach Aussagen der Messe gibt es so viele Anmeldungen für Kongresse in der Hauptstadt, dass man auf die nächsten zehn Jahre gesehen ganze zwei ICCs damit auslasten könnte. (Simone Bogner)

www.for-icc.org

Film zum ICC:
vimeo.com/44806711

VELUX und BauNetz prämiieren:

Für 2012 bewerben: flachdach-im-fokus.de



Wohnhaus in Rheinland-Pfalz, Architekturbüro Hermann Josef Käfer, Fotograf Jörg Hempel



“Flachdach im Fokus” – die besten Projekte mit dem VELUX Flachdach-Fenster

Projekte mit VELUX Flachdach-Fenstern stehen im Mittelpunkt der Aktion “Flachdach im Fokus”. 2011 prämierte VELUX in Kooperation mit BauNetz die besten Einreichungen mit einem Fotoshooting. In diesem Rahmen realisierten die renommierten Architekturfotografen Oliver Heissner, Jörg Hempel und Jens Weber hochwertige Innen- und Außenaufnahmen von insgesamt drei Häusern. Erfahren Sie mehr über die Fortsetzung der erfolgreichen Aktion in 2012! Alle Informationen finden Sie auf flachdach-im-fokus.de



flachdach-im-fokus.de

Geschüttelt, nicht gerührt

50 Jahre nach seinem Leinwandjubiläum widmet das Londoner Barbican Centre dem bekanntesten britischen Geheimagenten eine umfassende Retrospektive. Designing 007: Fifty Years of Bond Style heißt die Schau mit über 400 Exponaten – von Ursula Andress' weißem Bikini aus „Dr. No“ bis hin zum schwimmenden Lotus Esprit aus „Der Spion, der mich liebte“ –, die eines deutlich machen: Der Erfolg der Agentenreihe ist längst nicht nur dem Charme ihrer Hauptdarsteller geschuldet. Als Zusammenspiel aus Design, Architektur, Mode und feiner Lebensart sind die Bond-Filme wie ein Seismograph für den Zustand der Welt.

www.designlines.de

Extra: Interview Ken Adam

Der Designer der James-Bond-Kulissen im Gespräch

www.designlines.de/im_gespraech/Ken-Adam_682430



Hommage und Fortentwicklung: n-polytope (After Xenakis)

„Polytop bezeichnet in der Geometrie ein verallgemeinertes Polygon in beliebiger Dimension“. Soweit Wikipedia. Polytop, das setzt sich zusammen aus poly – viele und topos – Ort: „Vielorte“ also; in diesem Fall mit dem Zusatz „n“ für viel-dimensional. Diese vieldimensionalen Vielorte haben nun einen Ort gefunden: das *Laboral*, Teil des *Centro de Arte y Creación Industrial*, ein ehemaliges Waisenhaus aus den 1940er Jahren in Gijón, Asturien, später Universität für technische Berufe, heute Standort der *Ciudad de la Cultura* mit Theater, Künstlerateliers und Forschungseinrichtungen auf 130.000 Quadratmetern.

Das Ensemble ist allein schon einen Besuch wert. Jetzt, mit der Installation von n-polytope gleich doppelt. n-polytope ist ein Gesamtkunstwerk aus Raum, Licht und Klang. Ersonnen hat es der amerikanische Medienkünstler Chris Salter, der mit der Wechselwirkung von Sinneseindrücken und Raum experimentiert und dadurch neue Erfahrungen entstehen lässt.

Naheliegender also, dass ihn die Kunst des Ingenieur-Architekten und Komponisten Iannis Xenakis ([BAUNETZ-WOCHEN #237](#)) fesselt. In seiner jüngsten Arbeit greift Salter auf Xenakis' Polytope zurück: um an diesen Meilenstein der audiovisuellen Kunst zu erinnern, aber auch, um sie mit den heutigen technischen Möglichkeiten neu auszuprobieren.

Wie Xenakis geht es dem Künstler um eine streng mathematische Komposition aller Elemente und das Zusammentreffen von Ordnung und Zufall. Anders aber als Xenakis, dessen Visionen in den 1960er Jahren Grenzen gesetzt waren, kann Chris Salter heute eine weiterentwickelte und vor allem lernfähige Computertechnik einsetzen. Diese sendet nicht nur visuelle und akustische Signale aus, sondern reagiert – gesteuert von selbstreflektierenden Algorithmen – auf die wechselnden Einflüsse ihrer Umgebung. So ist jede Aufführung vom Zufall abhängig und anders als die zuvor. Es entsteht aus der programmierten 25-minütigen Grund-



Tipps

struktur (Ordnung) eine nicht geplante Gesamtkomposition (Zufall) aus Lichtstrudeln, die an explodierende Sterne erinnern, oder vereinzelt aufflackernden Lichtpunkten. Farbige Laser prallen an Spiegeln ab und erzeugen eine flüchtige Architektur aus Linien und Formen. Einen akustischen Kontrapunkt setzen Aufnahmen natürlicher und elektronisch erzeugte Töne. Sie bilden innerhalb der Licht-Architektur Klangteppiche, die wie ein Orchester aus Zikaden oder Insekten-schwärmen summen.

Für diese poly-sinnliche Erfahrung ist eine solide Konstruktion notwendig. Sie besteht – wiederum an Xenakis' Architektur wie dem Philips-Pavillon für die Brüsseler Weltausstellung 1958 angelehnt – aus einer aus Linien (Drahtseilen) erzeugten mehrfach gekrümmten Fläche. Dieses Drahtnetz ist im Raum aufgespannt. An ihm hängen Lautsprecher und Sensoren, die die Impulse von außen einfangen und verarbeiten, und die 150 LEDs für die Lichtkomposition.

Der Regisseur Salter hat ein interdisziplinäres Team zusammengerufen, um die komplexen Kompositionsgedanken

in die Realität zu übertragen. Die Finanzierung hing im klammen Spanien am seidenen Fädchen; als alle Hoffnung schon fast verloren war, konnte ein ortsansässiger Bauunternehmer gewonnen werden, der begeistert mit dem Bau der Konstruktion den Großteil des Sponsorings übernahm. Schlaich Bergermann und Partner waren als beratende Ingenieure dabei.

*n-polytope wurde am 20. Juli eröffnet und ist noch bis 10. September erfahrbar, wenn man sich auf den Weg nach Gijón macht.
20. Juli bis 10. September 2012*

Laboral, Centro de Arte y Creación Industrial
Gijón, Spanien

[www.laboralciudaddelacultura.com/
agenda/947/n-polytope-after-xenakis](http://www.laboralciudaddelacultura.com/agenda/947/n-polytope-after-xenakis)

www.youtube.com/user/csalter67?feature=mbee



Das Team von links: Sofian Audry, Elio Bidinost, Adam Basanta, Chris Salter, Marije Baalman, Thomas Spier
Fotos Installation: Thomas Spier, Gruppenfoto: Anke Burger

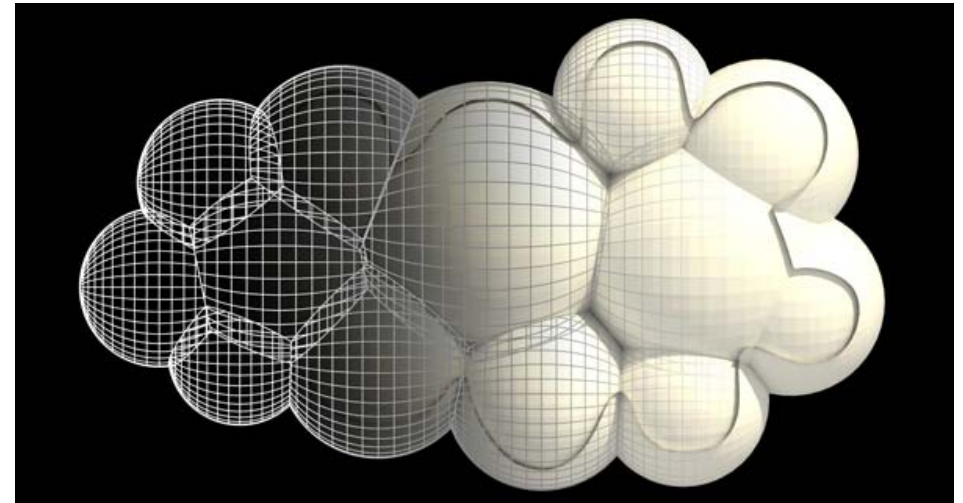
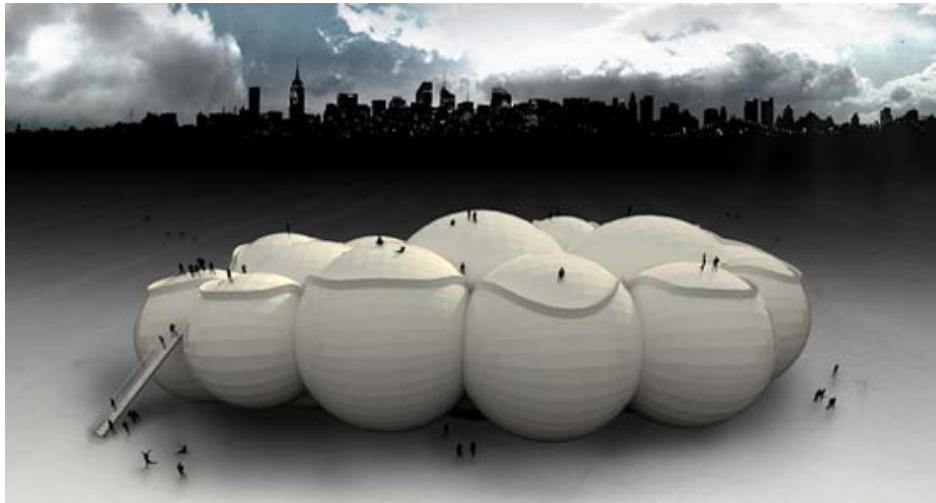
Bungalow in Santa Nirgendwo

In Zusmarshausen gelang die Neugestaltung eines typischen Flachbaus aus den 1970ern: Aus einem Kalksandsteinbungalow mit Wandelgang entstand ein modernes [Wohnhaus](#) aus [Schiefer](#) und Cortenstahl. Mehr über das Objekt und viele andere mit dem Naturstein unter:

www.baunetzwissen.de/Schiefer



Transportmittel der Woche*



* Wem gleichgültig ist, wohin und wie schnell er verreist, dem sei diese aufblasbare Wolke als Transportmittel empfohlen. Die Konstruktion aus Nylon über einem Stahlskelett hat Tiago Barros erdnenen. www.tiagobarros.eu